



---

**Aus Freude am Lesen**

Vor der Küste Stockholms: Bei schwerem Sturm werden Ulf Holtz und seine Kollegin Pia Levin auf ein Kreuzfahrtschiff geflogen. Dort ist im Wasserbecken eines künstlich angelegten Regenwalds ein Toter gefunden worden – von Piranhas halb zerfressen. Beim Überprüfen der Passagierliste stellt sich heraus, dass der Mann unter falschem Namen eingecheckt hatte. Wer war der Tote? Und: Ist der Mörder noch an Bord?

Der dritte Fall für Ulf Holtz: Forensische Abteilung der Stockholmer Kriminalpolizei; Witwer und Vater zweier erwachsener Töchter; gilt bei seinen Kollegen als Einzelgänger, einer, der verbissen an seinen Routinen festhält und penibel jeder noch so kleinen Spur nachgeht.

VARG GYLLANDER, 1964 in Skåne geboren, ist in seiner Kindheit und Jugend oft umgezogen, sein Vater war Kapitän eines Öltankers. Gyllander versuchte sich später unter anderem als Lehrer, Offizier der Marine und Koch. Schließlich besuchte er eine Journalistenschule und arbeitete anschließend zwei Jahre als Redakteur bei *Norrköpings Tidningar*. In der Nachrichtenagentur TT war er als Kollege von Stieg Larsson tätig. Heute ist er Pressesprecher der schwedischen Kriminalpolizei und wohnt mit seiner Frau und zwei Söhnen auf einer Insel nahe Stockholm. Die Krimiserie um den genialen, aber introvertierten Kriminaltechniker Ulf Holtz stürmte in Schweden die Bestsellerlisten.

VARG GYLLANDER BEI BTB:

Der lächelnde Mörder. Roman (74146)

Eiskalte Rache. Roman (74264)

Varg Gyllander

# Tote reden nicht

Roman

*Aus dem Schwedischen  
von Holger Wolandt und Lotta Rügger*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
»Det som vilar på botten« bei Bra Böcker, Malmö.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage  
Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2012  
Copyright © 2011 by Varg Gyllander  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011  
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Published by agreement with Grand Agency  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Umschlagmotiv: mauritius images/Anders Ekholm  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
SL · Herstellung: BB  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74360-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

Greger Minos war auf seine gerade und nicht ganz so weit wie bei vielen seiner Verwandten hervorspringende Nase stolz gewesen.

Jetzt war nicht mehr viel von ihr übrig.

Der Fisch, der an seiner Nase herumkaute, war etwas größer als eine Handfläche. Sein Maul bewegte sich. Die herabhängenden Mundwinkel verliehen ihm ein säuerliches Aussehen. Seine Artgenossen, die ebenfalls fieberhaft an dem unerwarteten Festmahl nagten, wirkten genauso griesgrämig.

Dann füllte sich das letzte Luftpäckchen in dem maßgeschneiderten Anzug mit Wasser, und Greger Minos sank langsam mit dem augenlosen Gesicht voran in die Tiefe. Er traf mit den Knien auf dem Grund auf und blieb vornübergebeugt stehen, als betete er.

Die Fische hatten Augen, Augenbrauen und Wangen verspeist und widmeten sich jetzt ganz und gar der Nase. Der Serrasalmo piraya, besser bekannt als Piranha, riss die Haut mit seinen scharfen Zähnen vom Knorpel und schlug sich mit den anderen um jeden Bissen, obwohl es Nahrung im Überfluss gab. Der Schädelknochen war hier und da bereits freigelegt, und von dem Profil, das Greger selbst als klassisch schön zu bezeichnen pflegte, war nicht mehr viel übrig.

Dieses hektische Gewimmel wühlte das Wasser auf. Ein Kaiman, der am Ufer döste, öffnete seine gelben Augen, schloss sie jedoch rasch wieder und schlief weiter.

Das Sonnenlicht, das durch die dichte Vegetation fiel, verschwand rasch und wich glänzendem Mondlicht, das sich wie eine dünne Schicht Silber auf den großen, grünen Blättern spiegelte. Ein dumpfes Donnern aus der Ferne schwoll an, und wenig später peitschte ein harter Regen auf die Wasseroberfläche.

Blitze erleuchteten den kleinen Teich. Die Luft roch faulig und nach Chlorophyll und wurde durch das vorüberziehende Unwetter kaum aufgefrischt.

Genauso schnell, wie das Gewitter gekommen war, war es vorbei, und innerhalb weniger Sekunden verwandelte sich die Gewitternacht wieder in Tag. Ein Geräuschteppich aus Vogelgezwitscher legte sich über den Tümpel.

Die Fische hatten den raschen Wetterumschlag nicht bemerkt, sondern kauten weiter, als wäre dies ihre letzte Mahlzeit.

Mercedes Nunes bog eine kräftige Bougainvillea zur Seite. Sie sah sich im Dunkeln um und atmete die feuchte, modrige Luft ein. Erinnerungen an ihre Kindheit erwachten. Es war jedoch lange her, dass sie das Dorf am Amazonasufer verlassen hatte. Nicht einmal dieser Dschungel konnte das Gefühl vertreiben, dass ihr das Leben einen Streich gespielt hatte. Oder ungerecht gewesen war. Es war überhaupt nicht so verlaufen, wie sie gehofft hatte. Es war zwar besser, sich in sicherem Abstand von dem Dorf zu befinden, in dem sie zur Welt gekommen war, statt in ständigem Schrecken vor den Launen des Militärs zu leben, aber dort hatte sie zumindest gelebt. So richtig. Selbst mit viel gutem Willen konnte man das, was sie jetzt hatte, nicht als Leben bezeichnen.

Mercedes tauchte den Putzlappen in den Eimer, den sie

mitgebracht hatte, wrang ihn aus und ging zögernd über die wacklige Hängebrücke.

Der Kaiman regte sich wieder an seinem Plätzchen und drehte seinen platten, rauen Kopf in Richtung des Geräuschs. Seine gelben Augen betrachteten den Menschen auf der Brücke.

»Guten Morgen, Igor.« Der Kaiman reagierte nicht auf den Gruß, sondern ließ seinen Kopf wieder auf die Erde sinken.

Mercedes Nunes wickelte langsam und methodisch den Putzlappen um den Schrubber. Etwas lag dort schräg unter der Brücke im Tümpel. Das Wasser schäumte aufgrund der regen Tätigkeit der Fische. Sie kniff die Augen zusammen, atmete tief ein und betrachtete eine Weile das nasse Kleiderbündel. Dann legte sie den Schrubber beiseite und verließ eilig den Dschungel.

Ulf Holtz legte die Gabel beiseite, kaute langsam, schluckte und verzog das Gesicht. Er trank einen großen Schluck Wasser aus dem Glas vor sich und versuchte erfolglos, den Geschmack hinunterzuspülen. Die drei übrigen Wurstscheiben lagen wie ein höhnisch lächelnder Mund im Halbkreis auf seinem Teller. Holtz lächelte nicht. Die Wurst schmeckte säuerlich, und er fragte sich, ob sie alt war oder ob es sich um ein ihm unbekanntes Gewürz handelte. Er kam zu dem Schluss, es müsse sich um das Gewürz handeln. Drei Scheiben hatte er runtergekriegt, aber dann war Schluss. Die kleisterähnliche Masse, Makkaroni in Mehlschwitze, hatte er gar nicht erst probiert.

Das Restaurant war fast leer. Es war kurz vor halb drei, und er sah, wie die Kellnerin, die ihm eine Viertelstunde zuvor mit der Bemerkung: »Lassen Sie es sich schmecken!« den Teller gereicht hatte, die Nachbartische abwischte. Vermutlich hoffte sie, er würde gehen, damit sie schließen konnte.

Er erhob sich, nickte ihr zu und ging langsamen, schweren Schrittes zur Tür.

Vor ein paar Stunden hatten ihn seine Kollegen gefragt, ob er mit ihnen mittagessen wolle, aber er hatte nur den Kopf geschüttelt. Er hatte in seinem Borgholm-Sessel in seinem Büro gesessen, in der roten Zone im sechsten Stockwerk des Polizeipräsidiums, in dem große Teile der Forensischen Abteilung untergebracht waren. Dort war er sitzen geblieben, bis ihn der Hunger dann trotzdem ins Freie getrieben hatte.



Es war ein schöner Tag, obwohl es in dem auffrischenden Wind kalt war. Der Winter hatte seinen eisigen Griff endlich gelockert, aber an einigen Stellen auf der Straße kämpften noch Schneehaufen ums Überleben. Mit etwas gutem Willen konnte man behaupten, dass sich der Frühsommer endlich näherte. Eigentlich hätte er gute Laune haben müssen. Nichts Unerledigtes lag auf seinem Schreibtisch. Ellen Brandt hatte ihm vorgeschlagen, freizunehmen, Urlaub zu machen, solange so wenig zu tun sei. Mehrere komplizierte Mordermittlungen waren abgeschlossen worden, die Unterlagen mussten nur noch zusammengestellt und an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet werden.

Die Aufklärung eines Mordes an einem bekannten Neonazi hatte Monate in Anspruch genommen, die Ermittlung war nun aber fast beendet. Er war von einem Mitbürger, der das Gesetz in die eigenen Hände genommen hatte, mit einem Pfeil in den Hals ermordet worden. Holtz hatte den Mörder selbst verhaftet. Die Festnahme war undramatisch verlaufen, aber sein Selbstvertrauen hatte einen Knacks erlitten, da er bis zuletzt keinen Verdacht gegen den Täter gehegt hatte. Einige kriminaltechnische Zusatzuntersuchungen standen vielleicht noch aus, aber das brauchte ihn als Chef der Abteilung nicht zu interessieren. Er wollte die Sache einfach hinter sich lassen, und es gab andere, die sich um die verbleibenden Kleinigkeiten kümmern konnten.

Aber Urlaub? Nein. Er wusste nicht, was er mit freier Zeit anfangen sollte. Er trug ein Gefühl in sich, das er nicht näher benennen konnte. Vermutlich war es Einsamkeit. Linda und Eva, seine Töchter, waren vollauf mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und Nahid war in den Iran verschwunden, um dort ein forensisches Labor einzurichten. Sie fehlte

ihm, und er ertappte sich ständig dabei, dass er an sie dachte. An ihre blauen Augen, ihr schwarzes Haar, das ihr immer vor die Augen fiel, ihre Lebendigkeit.

Nahid Ghadjar war ein Jahr zuvor plötzlich in sein Leben getreten und ebenso rasch wieder daraus verschwunden. Er seufzte, als er an ihre letzte Begegnung dachte. Genau das war es gewesen: das allerletzte Mal. An jenem folgenschweren Abend im Hotelrestaurant, an dem er sie hatte verlassen müssen, da an einem Tatort, für den er zuständig war, ein Brand ausgebrochen war.

Seither hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt.

Seit sie abgereist war, war dreimal eine iranische Telefonnummer im Display seines Handys aufgetaucht. Er hatte nie abgenommen. Beim ersten Mal war es unmöglich gewesen, weil er ausgerechnet in diesem Augenblick erfahren hatte, dass er dem Mörder des Neonazis gegenüberstand. Die beiden anderen Male war er einfach zu langsam gewesen. Er hatte nicht versucht zurückzurufen. Er wusste nicht, warum. Vielleicht war es leichter, der Passive zu sein, als umgekehrt.

Ja, vermutlich fühle ich mich einsam, dachte er und schlug den Weg Richtung Präsidium ein. Die Sonne verschwand hinter einer Wolke. Er schaute in den Himmel, der sich zunehmend verdüsterte, und verfolgte mit Erstaunen, wie schnell das Wetter umschlug. Aus einem Impuls heraus entschloss er sich, einfach nach Hause zu fahren.

Mika Hassinen verzog das Gesicht und riss die Augen ganz weit auf, um nicht einzuschlafen. Die Wärme und die Dunkelheit in seinem Büro machten es ihm schwer, die Konzentration aufrechtzuerhalten.

Es war der letzte Tag seiner Schicht, und wie immer war er

müde, wenn diese sich ihrem Ende näherte. Aber dieses Mal war es schlimmer als sonst. Er rieb sich die Augen. Die Bildschirme vor ihm trugen nicht gerade dazu bei, ihn wacher zu machen.

Nichts geschah. Die Überwachungskameras im Hafen registrierten keine einzige Bewegung. Nicht einmal die kleine Fuchsfamilie war zu sehen. Die Füchse waren unter dem Magazin 4 eingezogen. Ihre nächtlichen Streifzüge im Hafen lösten die Bewegungsmelder aus, woraufhin eine kleine orange-farbene Lampe auf seinem Kontrollpult zu blinken begann. Das war eine von fünfzig Lampen, die Bewegung, Temperaturschwankungen, Rauchentwicklung oder Einbrüche anzeigten. Auch wenn sich jemand dem Tor näherte, gab es ein Warnsignal.

Jetzt blinkte jedoch kein Lämpchen.

Die Überwachung im Hafengebiet war in den letzten Jahren nach und nach ausgebaut worden, da sich hier immer mehr lichtscheues Gesindel eingefunden hatte, um mit allem zu handeln, womit sich Geld verdienen ließ: Menschen, Drogen, Elektronikschrott, Waffen und technische Ausrüstung bekannter Marken undurchsichtigen Ursprungs.

Der Hafen des kleinen Ortes auf der steuerbefreiten Insel war zum Umschlagplatz für Waren geworden, die von Ost nach West strömten und manchmal auch in umgekehrter Richtung. Die Polizei führte einen aussichtslosen Kampf gegen diesen Handel. Die örtlichen Beamten, die den illegalen Waren- und Menschenfluss bremsen sollten, hatten gegen das organisierte Verbrechen mit seinen unbegrenzten Mitteln keine Chance. Die Überwachungskameras und Tore zeitigten wahrscheinlich überhaupt keine Wirkung, aber es war gut, den Eindruck zu erwecken, dass man durchgriff.

Die Fuchsfamilie ließen sie in Frieden. Dafür hatte Mika gesorgt. Teils, weil sie ihm dabei half, der Monotonie standzuhalten, teils, weil er sich nichts Schlimmeres vorstellen konnte, als sie zu töten. Mika liebte Tiere. Zwar nicht so sehr wie Menschen, aber dennoch. Er wusste nicht genau, warum, glaubte jedoch, es könnte daran liegen, dass er sich in ihnen wiedererkannte. Sie waren listig, vorsichtig und kümmerten sich um ihre Familien. Sie nutzten jede sich bietende Gelegenheit. Genau wie er.

Es war nicht ganz klar, wo die Fuchsfamilie herkam. Das Weibchen war ungewöhnlich klein. Sie hatte auch einen dunkleren Pelz. Vielleicht war sie aus einer der vielen Pelzfarmen ausgebüxt. Nichts regte ihn so sehr auf wie diese Pelztierzüchter, die den unersättlichen Markt im Osten mit dem Rohmaterial für die Garderobe der Neureichen versorgten. Ingeheim sympathisierte er mit den Tierschutzaktivisten, die in letzter Zeit immer mehr Tiere aus ihren engen Käfigen befreit hatten.

Aber er dachte weder an Füchse noch an Menschen, als er darum kämpfte, sich wach zu halten. Er dachte an das Meer. Mika hatte fast sein ganzes Leben auf dem Binnenmeer verbracht, auf das er jetzt jeden Tag blickte. Als Kapitän eines der größten und einträglichsten Kreuzfahrtschiffe hatte er seine ständige Sehnsucht stillen können.

Bis vor anderthalb Jahren.

Der Arzt war unerbittlich gewesen. Das Ergebnis der jährlichen Gesundheitskontrolle, die die Reederei von sämtlichen Offizieren verlangte, war niederschmetternd gewesen. Sein Herz machte Ärger. Er wusste, dass er kämpfen konnte, um bleiben zu dürfen, dass es Wege und Schlupflöcher gab, aber nachdem er einen Abend zu Hause am Küchentisch gesessen

und aufs Meer geblickt hatte, hatte er sich entschlossen, das Angebot der Reederei anzunehmen.

Eigentlich war an der Arbeit als Hafenmeister nichts auszusetzen. Sie war recht gut bezahlt, und die Arbeitszeiten ähnelten denen an Bord. Einige Wochen Arbeit, darauf ebenso viele Wochen frei. Aber die Sehnsucht nach den Wogen des Meeres war groß, und das Gefühl, betrogen worden zu sein, nur wenige Jahre vor der Pensionierung an Land gezwungen worden zu sein, abgeschoben in ein warmes und einsames Büro im Hafen, quälte ihn. Weggeworfen, unerwünscht.

Aber gänzlich unerwünscht war er doch nicht gewesen, wie sich gezeigt hatte.

Mika zuckte zusammen, als sein Kopf nach vorne kippte. War er eingeschlafen? Er stand auf, reckte sich, ging etwas in seinem Büro auf und ab. Warf einen besonders eingehenden Blick auf die Monitore. Immer noch genauso öde. Er setzte eine Kanne Kaffee auf und beschloss, eine Runde über das Hafengelände zu drehen, während das Wasser durch den Filter lief.

Ein kalter Wind zerrte an seiner dicken, orangefarbenen Jacke. Mit auf die Erde gerichteter Taschenlampe ging er einige Male auf dem Kai hin und her und sah übers Meer.

Sie müsste bald zu sehen sein, dachte er. Jede zweite Nacht tauchten immer um dieselbe Zeit die Leuchten der MS Vega am Horizont auf. Erst das weiße Topplicht, dann die Seitenlichter, rot und grün.

Mika blickte auf die Uhr. Es hatte den Anschein, als würde das Schiff sich an diesem Abend verspäten. Vielleicht macht es weniger Fahrt, weil das Wetter schlechter geworden ist, dachte er. Pflichtschuldig ließ er auf dem Rückweg zum Büro den Lichtkegel seiner Taschenlampe schweifen, konnte aber nichts Außergewöhnliches entdecken.

Der Kaffeeduft und die Wärme hoben seine Laune. Als er seine Jacke auszog, sah er etwas auf dem Kontrollpult blinken. Die Lampe zeigte an, dass er von einem Schiff angerufen wurde. Er drückte den Knopf.

»Hafenmeister Mika Hassinen, was kann ich für Sie tun?«

Er hörte lange zu und bat dann darum, zurückrufen zu dürfen. Langsam legte er den Telefonhörer beiseite. Dann griff er zu seinem Handy und wählte eine Nummer, die er hatte auswendig lernen müssen. Nach dreimaligem Klingeln wurde abgehoben.

Während er mit dem Mann am anderen Ende sprach, sah er, wie die orangefarbene Lampe aufleuchtete. Einige Sekunden später tauchte die Fuchsfamilie auf einem der Monitore auf.

Ulf Holtz schlief an diesem Abend rasch ein. Als er mit Nahid zusammengewesen war, war sein wiederkehrender Traum immer seltener geworden. Jetzt war er zurück. Seine geliebte Angela lud ihn in diesem Traum ein, sie stand von Licht umgeben da und streckte beide Hände nach ihm aus. Dies war die Methode seines Gehirns, seine Qualen zu steigern. Wenn er ihre Gesichtszüge genau erkennen, ihre weiche Haut und ihre Wärme spüren und ihren Duft wahrnehmen konnte, verwandelte sich das Bild in etwas Schwarzes, Gefährliches. Den Tod. Er versuchte, sie festzuhalten, aber sie entglitt ihm. Sie wurde durchsichtig, und ihre Brust begann zu bluten. Rot und schwarz.

Sie sah ihm geradewegs in die Augen. Aber es war nicht Angela.

Es war Nahid.

Er setzte sich abrupt im Bett auf. Das Laken war schweiß-

nass und lag zerknüllt unter ihm. Er atmete rasch und stoßweise.

Was hatte ihn geweckt? Klingelte es?

Das Geräusch war leise, aber die Vibrationen des Handys, das auf dem Nachttisch lag, pflanzten sich über den Fußboden zum Bett hin fort. Nahid war immer noch in seinem Bewusstsein, als er die Hand ausstreckte und den Anruf annahm.

Eine halbe Stunde später saß er in seinem kalten Auto. Er fuhr schnell und konzentriert. Die roten Ziffern am Armaturenbrett zeigten 4:45 Uhr. Auf dem Weg über die hohe Brücke ins Zentrum nahm er wie immer den Fuß vom Gas und blickte über die schlafende Stadt. Während die Temperatur im Auto anstieg, wich der Traum immer weiter zurück. Als er wenig später in die Tiefgarage unter dem Präsidium fuhr, war er ganz auf den Auftrag konzentriert, nur ein Hauch der Düsterteit war geblieben.

Kommissarin Ellen Brandt erwartete ihn im Foyer des Präsidiums. Sie trug enge Jeans, ein weißes Hemd und einen dunklen Blazer, und ihr sonst so gelassenes Gesicht wirkte gestresst. Wie immer hielt sie ihr Handy ans Ohr. Holtz sah, dass sie mit ihrem Gesprächspartner nicht einig war. Er verlangsamte seinen Schritt.

Ellen sah ihn kommen.

»Er ist jetzt hier. Ja, ich rede mit ihm.« Sie unterbrach die Verbindung. »Hallo, Ulf. Gut, dass du so schnell kommen konntest.«

»Was ist passiert?«, fragte Holtz.

»Das war C. Sie will, dass wir sofort zu ihr hochkommen.«

Ulf Holtz spürte ein leises Unbehagen in sich aufsteigen. Seine düstere Stimmung verflog und wurde von Wachsamkeit

abgelöst. Zu Charlotte Högberg, die von allen nur C genannt wurde, gerufen zu werden war nie eine Freude. Oft musste man sich Vorhaltungen anhören, entweder weil das Budget überschritten oder weil bei einer Ermittlung geschlampt worden war. Niemand hatte Charlotte Högberg je etwas Positives sagen hören, sofern sie nicht von sich selbst sprach. Niemand benutzte das Wort »ich« so oft wie sie.

Holtz konnte die Wirkung seiner obersten Vorgesetzten auf ihre Umgebung nicht begreifen. Erwachsene, gut ausgebildete Menschen mit Lebenserfahrung wurden in ihrer Gegenwart zu unsicheren Pennälern. Er selbst war in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Und er hasste das.

Um fünf Uhr morgens zu ihr gerufen zu werden war allerdings etwas Neues.

»Was ist passiert?«

»Internationale Verwicklungen. Dafür braucht sie dich.«

»Internationale Verwicklungen? Kannst du nicht etwas konkreter werden?«, meinte Holtz, aber Ellen Brandt hatte ihm bereits den Rücken zugekehrt, gab ihren Code ein und verschwand rasch durch die Drehtür. Holtz zog seinen Dienstausweis aus der Tasche, hielt ihn vor das Lesegerät, tippte ebenfalls seinen Code ein und folgte ihr.

Sie eilte zu den Fahrstühlen.

»Nicht so schnell«, rief er, bereits etwas außer Atem.

»Komm schon. Du wirst doch Ihre Majestät nicht warten lassen wollen?«

Zwei der drei Fahrstühle wurden wie immer gerade repariert, und trotz der frühen Stunde hatte sich vor dem funktionierenden bereits eine Schlange gebildet. Alle schwiegen und starrten auf die roten Ziffern über der Fahrstuhltür, als ginge es dadurch schneller.



Nichts geschah. Jemand seufzte. Ein anderer murmelte etwas. Der Fahrstuhl schien sich aus der dritten Etage nicht wegbewegen zu wollen.

»Sollen wir die Treppe nehmen?«, flüsterte Brandt. Sie schien die Stille vor den Fahrstühlen nicht stören zu wollen.

Holtz sah sie müde an.

»Wir müssen ganz nach oben«, erwiderte er resigniert.

»Komm schon. Wir können hier nicht ewig stehen bleiben.« Sie öffnete die Tür zum Treppenhaus.

Holtz folgte ihr. Es roch muffig nach kaltem Beton. Ich renne jedenfalls nicht acht Stockwerke hinauf, dachte er und begann gemächlich den Aufstieg, während Ellen Brandts durchtrainierte Rückseite aus seinem Sichtfeld verschwand.

Der weiche beige Teppichboden im Gang dämpfte alle Geräusche. An den dunkelgrauen Wänden hing eine lange Reihe von Porträts. Cs Vorgänger, ausschließlich Männer, die die Besucher, die sich bis ins Stockwerk der Polizeiführung vorwagten, finster anblickten. Junge, energische Menschen, überwiegend Frauen, eilten normalerweise auf diesem Gang hin und her.

Jetzt lag er still und öde da.

Holtz holte ein paar Mal tief Luft, um seinen Atem zu beruhigen. Sein Puls lief Amok. Seine Wangen waren gerötet, und er schwitzte. Er presste die Arme an den Körper und hoffte, dass keine Flecken zu sehen sein würden.

Ellen Brandt bedachte ihn mit einem schiefen Lächeln. Nichts an ihr verriet, dass sie die Treppen im Dauerlauf zurückgelegt hatte.

»Ihr könnt direkt reingehen, sie wartet auf euch«, sagte Cs Sekretärin. Es war seltsam, dass sie trotz der frühen Stunde dort war.

Die Schiffsmotoren gewährleisteten gerade einmal, dass das Schiff nicht aus dem Ruder lief, die Geschwindigkeit genügte, um den Wogen die Stirn zu bieten, die in den letzten Stunden immer höher geworden waren. Der Wind kam in schnellen, peitschenden Böen und köpfte die weiß schäumenden Wellenkämme. Die Farbe des fast gänzlich toten Binnenmeeres wechselte zwischen schwarzen und dunkelblauen Schattierungen.

Die MS Vega verkehrte auf dieser Strecke jetzt schon seit drei Jahrzehnten, und es wurde gescherzt, dass sie den Weg zwischen den beiden Ländern auch ohne menschliche Hilfe finden würde. Bei voller Kraft voraus hätte sie von der Hauptstadt zur Insel jenseits der Grenze fünf Stunden benötigt. Aber so schnell ging es nie. Hin- und Rückfahrt inklusive eines kurzen Aufenthalts dauerten immer genau vierundzwanzig Stunden. Das reichte aus, damit die Passagiere mehrmals speisen, in den Bars trinken, sich auf der Tanzfläche amüsieren und in den Kabinen ihren Rausch ausschlafen konnten.

Und vor allem, um zollfreie Waren zu kaufen, Spirituosen, Wein und Zigaretten.

In den letzten Jahren war die Zahl der Passagiere auf der MS Vega stetig gesunken. Die neuen großen Fähren, die mit ihren Boutiquen, Restaurants und sogar künstlichen Stränden mit Sonne und Palmen schwimmenden Luxushotels glichen, übernahmen einen immer größeren Teil des lukrativen Verkehrs.

Die MS Vega stammte aus einer anderen Zeit.

Die Reederei, der das Schiff gehörte, versuchte, das Schiff unter dem Motto »Kreuzfahrten mit Tradition« an den Mann zu bringen, jedoch ohne größeren Erfolg. Ein letzter verzweifelter Versuch, Passagiere an Bord zu locken, war der Einbau des Tropikariums mit dem Kaiman, den Piranhas und den Fröschen gewesen. Früher hatte sich hier der Spa-Bereich des Schiffes befunden. Der neue PR-Mann der Reederei hatte die Geschäftsführung davon überzeugen können, dass ein Regenwald an Bord sowohl für Tagungsteilnehmer als auch für Familien mit Kindern attraktiv sei. Jedenfalls hatte nie jemand die Sauna und den winzigen Pool mit dem kalten Wasser benutzt. Das Interesse an Maniküre und Massage war so gering gewesen, dass die Spa-Abteilung geschlossen worden war.

Bislang hatte sich der Dschungel jedoch noch nicht auf die Anzahl der Passagiere ausgewirkt, und immer hartnäckiger zirkulierte das Gerücht, dass die Kreuzfahrtlinie eingestellt werden sollte.

Sinkende Passagierzahlen waren jedoch im Augenblick Kapitän Svanbergs geringste Sorge. Er hatte andere Probleme. Einen toten Passagier, einen unmöglichen Hafenmeister und ein aufziehendes Unwetter.

»Aber Sie können uns nicht am Einlaufen hindern. Dazu haben Sie kein Recht ...«

Wütend knallte er das Telefon auf die Gabel und starrte auf das Meer und den Streifen Land, der am Horizont auftauchte. Ab und zu rissen die Wolken auf und ließen das Mondlicht durch. Das Wasser wirkte bedrohlich dunkel. Nachdenklich strich er sich mit der Hand über seinen dichten grauen Bart.

Von der Kommandobrücke aus konnte er die kleine Hafenstadt erahnen, die man ihm anzulaufen verboten hatte. Nied-

rige Häuser in hellen Farben rahmten den Fährhafen ein, und die langen verglasten Gänge, die zu dem neugebauten Hafenterminal führten, funkelten im Mondschein. Sie schienen sich von dem Gebäude zu erstrecken wie Arme, die den Schiffen die Hand reichen oder sie umfassen wollten.

Durch diese Gänge hätten einige seiner Passagiere vielleicht sein Schiff verlassen. Neue wären möglicherweise an Bord der MS Vega gegangen. Aber niemand würde das Schiff verlassen oder an Bord gehen dürfen. So war entschieden worden.

Kapitän Svanberg fuhr mit dem Finger über die beschlagene Scheibe. Ein Strich wurde sichtbar. Er zog einen neuen mit wütendem Endschnörkel.

Der Bug der MS Vega sank in ein Wellental, und Kapitän Svanberg hielt sich unwillkürlich an einer Stange unter dem Fenster fest. Sein Körper parierte die nächste Welle instinktiv, als sich der Bug hob. Das Wasser schäumte um den Steven und schlug über dem Vordeck zusammen. Er sah mit zusammengekniffenen Augen wieder auf den Horizont. Wenn es einen Sturm gab, würde ihn niemand daran hindern können, sein Schiff in Sicherheit zu bringen und den Hafen anzulaufen, ganz gleich, wie viele Tote an Bord gefunden worden waren. Einstweilen bestand für die MS Vega jedoch keine Gefahr, obwohl die Passagiere vermutlich anderer Meinung waren. Er spannte seine Muskeln an, als die nächste große Welle das Schiff traf.

Hafenmeister Mika Hassinen hatte sehr bestimmt geklungen. Bleiben Sie in Erwartung weiterer Anweisungen der Polizei auf der Reede. Kapitän Svanberg fluchte laut. Ein Steueremann, der den Ausdruck der Wetterprognose studierte, blickte erstaunt hoch. Noch nie hatte man den Kapitän die Stimme erheben oder fluchen gehört. Kapitän Svanberg be-

fehlte mittels seiner natürlichen Autorität und beruhigenden Ausstrahlung, nie aber mit harten Worten.

Die Kommandobrücke war altmodisch und mit Teakholz getäfelt. Die Radarmonitore hatten einen Blendschutz aus schwarzem Gummi, damit das huschende, kreisende grüne Licht deutlicher zu sehen war. Die Brücke hatte mit den Aussichtstürmen neuer Fähren, in denen es moderne Bildschirme und andere teure technische Wunderwerke gab, nichts gemein. Die MS Vega stammte aus einer anderen Zeit. Es gab sogar noch ein Steuer aus Holz statt eines Joysticks. Mit zwei Maschinentelegraphen aus poliertem Messing wurde mit dem Maschinenraum kommuniziert. Natürlich gab es auch einen Autopiloten und GPS, aber Kapitän Svanberg war ein großer Freund der alten Technik, und die Besatzung folgte seinem Beispiel. Alles, um das Gefühl zu haben, sich auf einem richtigen Schiff, auf einer richtigen Fähre zu befinden.

Svanberg liebte seinen Arbeitsplatz. Er verbrachte fast seine gesamte wache Zeit auf der Kommandobrücke. Er stand dort oder saß auf einem hohen Stuhl und betrachtete stundenlang die Bewegungen des Meeres. Manchmal, wenn die Nacht schwarz und sternenklar war, griff er zu seinem alten Sextanten, um die Position zu bestimmen. Seit seiner Jugend hatte er die Weltmeere befahren, mit Ausnahme einiger Jahre auf einem Kanaldampfer, auf dem er angeheuert hatte, weil ihn seine Frau näher bei sich haben wollen. Die Meere waren sein Leben. Sowohl die Ehefrau als auch der Dampfer auf dem Kanal gehörten mittlerweile der Vergangenheit an.

»Backbord 5, Kurs 236«, sagte er zu dem unerfahrenen Matrosen am Steuer.

»Kurs 236, verstanden, Kapitän«, antwortete der junge

Mann zögernd, als wollte er überprüfen, dass er auch richtig gehört habe.

»Fahrt fünf Knoten.«

»Sehr wohl, Kapitän.«

Das Schiff änderte langsam in weitem Bogen die Richtung und befand sich fast fünfzehn Minuten später auf Gegenkurs.

»Bleiben Sie auf diesem Kurs, ich verlasse eine Weile die Brücke. Rufen Sie mich, wenn wir fünf Seemeilen zurückgelegt haben.«

»Jawohl«, erwiderte der Matrose, der den Ernst der Lage erkannt hatte und deswegen entgegen seiner Gewohnheit auf jede lustige Bemerkung verzichtete.

Der Kapitän stieg mit drei Schritten die steile Leiter hinunter, den letzten Meter ließ er sich mit den Füßen auf der Metallschiene, die die Treppenstufen flankierte, hinabgleiten.

Die Kapitänskajüte war im gleichen Stil gehalten wie die Brücke. Sie war mit einer eingebauten Koje, einem kleinen an der Wand befestigten Schreibtisch, zwei mit dunkelrotem Stoff bezogenen Stühlen und einem Schrank eingerichtet. Svanberg setzte sich und griff nach einer Birne, die in einem Korb auf dem Tisch lag. Die Birne war überreif. Er legte sie zurück. Sein Handy klingelte.

Svanberg zog es aus der Tasche und hörte kurz zu. Die Falte zwischen seinen Augen wurde immer tiefer.

»Ich vermute, dass ich dagegen nichts unternehmen kann? Okay, aber die Sache gefällt mir nicht. Überhaupt nicht. Aber ich Sorge dafür, dass wir bereit sind«, sagte er und unterbrach die Verbindung.

Ulf Holtz hatte schon vieles erlebt, aber das hier war dann doch die Krönung.

Ellen Brandt lachte nur.

Das Treffen mit C war sehr kurz gewesen. Ein Toter war an Bord eines Ostseekreuzfahrtschiffes gefunden worden. Die Umstände deuteten auf ein Verbrechen hin. Vermutlich war der Mann gestorben, als sich das Schiff noch in schwedischen Gewässern befunden hatte. Deswegen und weil das Schiff unter schwedischer Flagge fuhr, waren Cs Beamte zuständig. Dass die Leiche gefunden wurde, als sich die MS Vega in den Territorialgewässern eines anderen Landes befand, sei bedeutungslos, hatte sie erklärt.

»Fahr nach Hause und pack ein paar Kleider zusammen, ich schicke dir einen Wagen«, sagte Brandt.

»Kleider? Mir ist meine Ausrüstung wichtiger. Ich habe einen Pullover und ein paar Sachen in meinem Büro, das muss reichen. Wir werden schon nicht so lange wegbleiben.«

»Wer weiß. Vielleicht bleiben wir ja auf See.«

»Hör schon auf.«

»Mach, was du willst. Ich habe mit der Leitung gesprochen. In einer Stunde geht's los. Bis nachher auf dem Dach«, meinte Brandt und ging. Holtz begab sich mit raschen Schritten in seine Domäne in der roten Zone.

Er packte alles, was er zu benötigen glaubte, in zwei stabile zu diesem Zweck konstruierte Rucksäcke und lief dann im Dauerlauf zu seinem Büro am anderen Ende des Korridors. In dem Moment, in dem er es betrat, klingelte sein Telefon. Er griff zum Hörer.

»Holtz«, sagte er und hörte zu, während er ein paar Sachen zusammenraffte.

»Aha, erweiterter Suizid. Ja, ich bin zwar hier, aber ich habe keine Zeit. Sag Pia Bescheid. Sie soll sich darum kümmern, wenn sie kommt. Sie können ja nicht verschwinden, wenn



Varg Gyllander

**Tote reden nicht**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74360-5

btb

Erscheinungstermin: April 2012

Ein Kreuzfahrtschiff vor der Küste Stockholms und ein unsichtbarer Mörder ...

Vor der Küste Stockholms: Bei schwerem Sturm werden Ulf Holtz und seine Kollegin Pia Levin auf ein Kreuzfahrtschiff geflogen. Dort ist im Wasserbecken eines künstlich angelegten Regenwalds ein Toter gefunden worden – von Piranhas halb zerfressen. Beim Überprüfen der Passagierliste stellt sich heraus, dass der Mann unter falschem Namen eingeecheckt hatte. Wer war der Tote? Und: Ist der Mörder noch an Bord?